

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 91

Sonnabend, den 27. September

1919

Das Wasser kommt!

Roman von Artur Winkler-Lauenberg.

(8. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Oder die Töchter den Eltern!“ fuhr er fort. „Das Bild zeigt den Alten, wie es um sie war, als sie noch rüstig geschaffen, erkennen sie, wenn alles anders geworden ist! In solchen Bildern steckt etwas. Was geht mich der Fremde an und wenn's noch so wirklich gemalt ist.“

In Werner Leuthold's Leinwand hing ein herrlicher Bursch. „So würde es Sie freuen, wenn ich Ihnen die Tante malte, Herr Harbt?“

Der Schultze nickte: „Ob's mich freuen würde? Ganz gewiß, aber gehtent will ich's nicht haben. Was bringt Euch künftigen solch ein Bild?“ Forscheud sah er auf Werner. Der geriet in Verlegenheit. Nichts begehrt er inniger, als Toni zu malen und jede Forderung schien ihm das erste Bild zu gefährden.

„Es kommt auf das Bild an —“ sagte er ausweichend. Harbt verstand darunter die Größe des Gemäldes. „Nun, wie der Fleischnuß da —“ sagte er.

„Lebensgroß?“

„Ja's das! — Meinestwegen. Was bringt Ihnen solch ein Bild —“

„Häufig Mal.“, log Werner. Er wollte sich das Stück nicht verschmerzen.

„Und wie lange braucht's?“

„So viel Stunden wie möglich, dachte der junge Maler und setzte seine Brust von zehn Tagen.“

Die Wirkung war eine niederstimmernde.

„Die Farben kosten Geld und was sonst dazu gehört, ist auch nicht umsonst. Wie zählt der Maler — wenn auch vielleicht Sie nicht hier; nicht jeden Tag hat er einen Aufschlag, streng-Rationalist! Wenn ich alles abrechne, steht sich mein Großvater besser; 's ist eine verdammte Hungerleiderlei, das Malen!“

„Gek hat Werner ganz bestürzt, dann aber lachte er hell auf. „Wieder Herr Harbt. Sieht es hier wirklich so armselig aus?“ fragte er.

„Gegenstück nicht. — Ja, dann haben Sie mir etwas vorgeschuldet mit dem häufigen Mal, nicht wahr?“

„Wir machen die Preise verschieden und Ihnen zuleute hätte ich das Bild gerne umsonst gemalt.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Will ich nicht. Alles muß seinen Preis haben in der Welt. Recht und Billigkeit, etwas anderes gibt's nicht bei uns. Aber die Sache selbst gefällt mir, und um zeigen Sie mir noch etwas. Was Großartiges, wenn es sein kann.“

Harbt kam nicht ganz auf seine Rechnung, denn eben, da er die halbvollendete Skizze eines grandiosen indischen Tempelbauwerks mit erpaukten Augen betrachtete, spürten frische im Ströbeller vor der Tür und eine Stimme fragte im Jürr: „Woht hier Herr Werner Leuthold?“

Der Maler war rasch an der Schwelle und rief: „Lebendig und lebhaftig, nun herein, Otto!“

Harbt machte ein ärgerliches Gesicht.

„Nun, ja —! Also rein ins Vergnügen,“ murmelte er vor sich hin, stand von seinem Stuhle auf und trat mitten ins Zimmer.

Kerstanau wachte mit der Rechten den Schweiß von der Stirn, in der Linken hielt er den Strohhut. Er schnappte nach Luft und sagte höflich: „Ah, mein lieber Herr Harbt — schon hier? — Freut mich — nes, wirklich, das freut mich.“

„Er hielt dem Alten die Hand mit dem Taschentuche hin, besah sich rasch, reichte das Tuch in die linke Brusttasche des Hüterlaquetts und bot die Hand noch einmal. Bei diesen Handrücken hatte er einen Zettel erreicht und sank in diesen.“

„Wollt ihr angut! Derelasteten! Ich bin fahnt. Ge-

aus furchtbarer Eitanenfaul den Witztrahl schlendert, der oberhalb der Götter, der mit allen Nigen einer Entzehen erregenden Grausamkeit ausgefattet ist, im nördlichen Segenskreis ist Odin, der Gott der Stürme und des Wetters, der Herrscher des Himmels; denn im Lande des Eises ist der Sturm das dem Menschen gefährlichste Element, und Gemüter zeigen sich nur selten in den kurzen, freundlichen Monaten, da Sommerwärme das Eis begnaden hat. Daher hat auch der nordische Donnerstot Thor, ein freundliches Aussehen; er erschreckt die Fische nicht wie Fens in ungehemmter Formel und Lammenshaftigkeit, sondern er ist eine Macht der Gerechtigkeit, die nur den Schuldigen bestraft.

Sonne halt sich zu Laminen, und Eis baut Berge und Wälder. Das gereinerte Wasser hat die Eigenschaften eines Baumeisters, nur daß dessen größte Werke durch ein wenig Wärme bereits wieder in das Nichts zerfallen. So entsteht durch das Anschauen der riesigen Eismasse in der Edda die Sage von dem Meisen, der um den Preis ewiger Jugend den Göttern Mithalle erbauen, den aber dann doch Freya nicht erhalten soll. Deshalb wird durch den süßigen Löff sein Wert bezögert — ein wenig mehr Wärme verlangt ja die Eisdichtung — und er kommt um seinen göttlichen Lohn.

Die bedeutende Wölfe des Wetters hat sich auch bei der Wandlung der Sage ins Märchen noch erhalten. In einer von Engelhardt angeführten, plattdeutschen Form des Sanges und Grotelmärchens werden die Kinder von der Hefe verführt, die sich in eine große, schwarze Wolke verwandelt hat. In Angst und äußerster Not verandeln sich die Kinder nun auch; das Mägdlein in einen Fels und der Knabe in eine darauf schwimmende Ente. Die Wolke sucht den Fels auszufressen; sie nimmt einmal einen immer größer werdenden Umfang an und muß schließlich zerplatzen. So sind die besorgten Geschwister gerettet. Deutlich erkennt man hier, wie das Erleben des Wetters und Regens erst Sage und dann Märchen gestaltet hat. Ein großes Wasser ist oftmals ein Hindernis für schwere Wollenbrüche, besonders für Weltwetterwolken. Dann aber beobachteten die Menschen, daß sich eine Wolke in Gestalt von Hagel und Regen ergoß, wenn sie eine gewisse Größe und Dichtigkeit erlangt hatte.

Dieser Beispiel aus der Sagen- und Märchenwelt gibt es noch sehr viele. Es ist eine dankbare Aufgabe, sie zu sammeln und zu deuten. Wenn sie werden uns weitere Aufschlüsse geben über das Wasser der Erde in vorgeschichtlicher Zeit, wo unsere Vorfahren es erdichten und uns überliefert, indem sie ihre Ratenerkenntnisse in ihre Sagen und deren Gestalten einbrennen, gleichwie man Wetterlagen in einem Schrein verfaßt. Nur daß alles das unbewußt geschah, wobei es kommt, daß die Schlüssel zu den Mythen, in denen sich die Geheimnisse bergen, oft erstaunlich schwer zu finden sind.

Bunte Zeitung.

Aufbarmachung der Erdwärme. Die geothermischen Eigenschaften will ein Berliner Erfinder zur Erhaltung von Kraft und Wärme aus dem Erdinneren benutzen. Nach einem ihm eben erteilten Patent will er an einen Wasserlauf ein Rohr anschließen, das bis zu einer Tiefe eingetrieben wird, in welcher hohe Temperatur herrscht. In der Nähe führt er ein zweites Rohr durch ein drittes Rohr. Das erste Rohr wird vollständig gegen Wärme isoliert, das zweite erst oberhalb eines gewissen Abflusses von der tiefsten Stelle. Das Verbindungsrohr wird nicht isoliert. Nachdem die Rohre gefüllt sind, wird das erste Rohr kaltes Wasser, das zweite heißes von der Temperatur enthalten, die in der Tiefe herrscht, bis zu der die Rohre gefüllt sind. Da wegen der verschiedenen spezifischen Wärme die Wasserfülle im zweiten Rohr leichter ist als im ersten, wird aus dem zweiten Rohr oben heißes Druckwasser ausströmen, das industriell verwertet werden kann. Die Rohre werden aus Wellblech gebildet, das sich unter der Wirkung des Wasserdrucks ausdehnt und den Druck auf das Erdreich überträgt.

Tuberkulose bei Mensch und Tier. Wenn auch tuberkulöse Erkrankungen bei Vieh, die in der Gefangenschaft, z. B. in zoologischen Gärten, aufzuweisen eine Seltenheit sind, ist doch das Auftreten von Tuberkulose bei Rehwild in freier Wildbahn eine erst in neuester Zeit beobachtete Erscheinung, die bei dem hohen volkswirtschaftlichen Wert des Wildbades in jeder Zeit nicht ohne Bedeutung ist. Bereits im Jahre 1914 konnte Dr. Stroth in Wagsburg bei zwei aus dem Farnseefeld und dem Allgäu kommenden Rehen Tuberkulose konstatieren, und vor kurzem ist im dies in zwei weiteren Fällen gelungen, über die er in der Zeitschrift „Wild und Hund“ berichtet. Der eine Fall betraf eine eingeschlagene Rehgeiß, die an einer schweren Kehlkopf-Tuberkulose erkrankt war; im zweiten handelte es sich um einen jagdgewöhnlich erlegten Rehbock, der hochgradige Peripneumonie aufwies. Die Diagnose wurde in beiden Fällen durch die bakterielle Unter-

suchung und durch Impfversuche bestätigt. Wie die Ansteckung erfolgt ist, wird mit Sicherheit wohl schwer nachzuweisen sein; doch liegt die Vermutung nahe, daß das Wild sich auf einer Weide, die von einem tuberkulösen Hind bejagt und durch dessen Ausscheidungen verunreinigt wurde, infiziert hat. Wennschon es sich bisher nur um vereinzelte Fälle handelt, so ist doch anzunehmen, daß zahlreiche andere Fälle der Beobachtung entgangen sind, und es liegt daher im Interesse der Erhaltung unseres Wildbestandes, jedoch einzelne merkwürdig aufgefundenen Wild-Tuberkulose auf Tuberkulose zu untersuchen und beiseiten einer weiteren Verbreitung der Krankheit vorzubeugen.

Wie man zu billigen Filmmaßnahmen kommt. Nichts bedeutet der Pariser mehr in diesen Tagen, als daß der Streik der Theaterarbeiter ihm einen Teil der Theater, sowie alle Konzertsäle und Kinos verschließt. In einem lustigen Gespräch erzählt ein Pariser im „Gaulois“, wie er schließlich am Sonnabend abend vor der geschlossenen Tür seines Stamms-Kinos wartet. Gleich ihm hat sich eine beträchtliche Menge von Leuten auf dem Plage aufgestellt, die in der Hoffnung, es könnte doch noch eine Vorstellung geben, miteinander schwätzen und sich über Streik und Streikende erheben. Schließlich tritt an den Wartenden ein Herr heran, der ihm zuflüstert: „Kommen Sie morgen um 2 Uhr wieder.“ Der Filmhungerige möchte Räches erfahren, doch der Herr ist schon weitergegangen. Und zwar tritt er in dem Gedänge von Gruppe zu Gruppe und flüstert überall die gleichen Worte. Der für diesen Abend Enttäuschte geht nun etwas glücklicher heim; denn morgen, am Sonntag, wird ja sicherlich um 2 Uhr das Theater wieder geöffnet sein. Wütend ist er dann auch am folgenden Tag wieder vor dem Kino und bemerkt, daß auch die gesamte Volksmenge von gestern sich vor der verschlossenen Pforte wieder angemeinelt hat. Bekannte grüßen sich, die Schwärme von gelben werden fortgesetzt, um dem Gedänge von Kino heißt unbegreiflich und verschlagen. Mehr und mehr murt die Menge, Erregung und Jörn malen sich auf den Gesichtern, und das Ganze muret an wie ein drohender Volkshaufe. Schließlich sehen die Ackerführer, daß sie nicht nur vergeblich gewartet haben, sondern daß sie auch die Dummheit und unfreiwillige Kinogespäuer sind. Im Hintergrund des Platzes steht auf einer Erhöhung der flüsternde Herz von Tage zuvor und gibt einem furchtelosen Operateur, dessen Apparat auf die verblüffte Menge gerichtet ist, Anweisungen. So weiß der Film selbst noch von seinem Unglück, dem Streik, zu leben!

Ist der Planet „Venus“ bewohnbar? Ueber die Lebensmöglichkeiten auf dem Planeten Venus plaudert der französische Astronom Flammarion in der „Nouvelle Revue d'Italie“. Dieser uns verhältnismäßig nahelebende Planet empfängt sein Licht von der Sonne und hat eine Umlaufzeit von 225 Tagen. Er ist etwas kleiner als unsere Erde, mit der er zusammen mit den Planeten die größte Weltkugel bildet. Der Lebensbedingungen auf der Venus müssen, wie Flammarion bemerkt, ungünstig gleich sein wie diejenigen auf der Erde. Da die Venus von der Sonne 108 Millionen Kilometer entfernt ist, während die Entfernung der Erde bis zur Sonne 149 Millionen Kilometer beträgt, muß die Temperatur auf der Venus höher sein als bei uns, aber ihre Sonnenwärme einzufangen und zu mildern. In ihrer Atmosphäre scheinen Wasserdämpfe vorzuherrschen, denn die Venus zeigt sich dem Astronomen meistens in nebliger und wolkengefüllter Verhüllung. Immerhin ist es außerordentlich wichtig, die Tagesrotation der Venus festzustellen, so daß gewisse Astronomen, indem sie sich der Hypothese hingaben, zur Meinung gelangt sind, daß die Starren von der Sonne auf den Planeten der Venus herübergehenden Gezeiten den schönen Planeten unbewohnlich gemacht haben. Der Planet, welcher der Sonne demgemäß die gleiche Seite zu, Flammarion verweist die Beobachtungen und bemerkt, daß, wenn diese Hypothesen richtig wären, die Venus eine ziemlich bizarre Welt vorstellen müßte; ewiger Tag auf der einen Seite, ewige Nacht auf der andern. Auf der der Sonne zugewendeten Seite müßte große Hitze herrschen, am Gegenpol große Kälte. Aber auch unter solchen Bedingungen könnte, da die Quellen des Lebens unerschöpflich und wunderbar sind, die Venus dennoch bewohnbar sein.

Wund- und Zerkleinerung mit Xerol. Während des Krieges sind von dem württembergischen Arzt Dr. Klingmüller im Felde bei einer großen Zahl von Hautkrankheiten überraschende Erfolge durch Einprägungen von Xerol erzielt worden. Dr. Appell in Altona hat darauf, nach der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“, die Versuche wiederholt und in weitem Umfang bestätigt. Man benutzt eine 2-proz. Lösung von Xerol in Öl in Öl und macht in Pausen von ungefähr drei Tagen nachlässig kleine Einprägungen auf die Darmbeinhaut. Ausgesprochen ist die Wirkung zunächst bei der Trichophytie, der bekannten Haartrichophytie. Für nässende akute Ekzeme (Ausschläge) gibt es keine bequemere Behandlung, um schnell das Krühen zum Stillstand zu bringen. Beim chronischen Ekzem kann man nur das Symptom des Krühen beseitigen, nicht die Hautveränderung. Eine wirkliche Besserung anderer Heilmittelschicksal haben wir in den Einprägungen bei Behandlung des Hautkrühen gefunden. Schon eine einzige Einprägung auf einen Tag genügt, um einmal gaubershaft. In einigen Fällen dauert die Heilwirkung an, in anderen Fällen muß die Behandlung wiederholt werden. Auch die verschiedenen Arten von Nesselfieber gehören mit zu den dankbarsten Objekten dieser Behandlung. Auf Xerol wirkt die Xerol-Einprägung wie Tuberkulin.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

hne weiteres wollen wir, können wir doch nicht sagen, inder Mann in der Regierung das falsch geredet — das hader ihm weniger, als uns, der ganzen Regierung, na, nd da vermittelt man eben. Sie geben nach, wir geben ach und machen Frieden.“

Hardts Stimme unwillkürte sich. „Herr Landrat, mit stem Respekt, das sind doch krumme Wege, und die gehe ich nicht. Ich hab' manchmal im Leben unredt gehabt, auch einen Leuten gegenüber, denen ich zu beschließen hatte, aber wie ich's einfiel, gab ich's zu. Mir ist's immer gewesen, is würde ich stärker, wenn ich den Mut hätte, aufrichtig zu ein. Also auch hier klipp und klar: entweder Sie — Sie lle von der Regierung — geben zu, der Johann Hardt at als ehrlicher Mann gefordert, was er durfte, und in nferer Rechnung steht ein Fehler, oder ich beweise vor ichter, daß es so ist. Was! Mit allem Respekt, Herr landrat, das ist die Antwort von Johann Hardt, und eine ndere weiß er nicht.“

Berner hätte am liebsten wieder sein leises Bravo beifchaut, aber der ratlose Freund dauerte ihn in diesem Augenblick. Die Kluge Staatsrathin stand heutzutage dumm und ein vor diesem schlichten Gerechtigkeitssinn.

Der Maler wandte sich und sah durch das Fenster. „Die anderen kommen den Wegweg herauf,“ sagte er. Thomas, Aube und — er staute einen Augenblick, „Helene.“

Kerstenau war aufgestanden. Er nahm die Hand des Aten.

„Herr Hardt, ich danke Ihnen. Es war eine Lehre, und a danke Ihnen. Die verdorbene Eitelkeit des Reichthabens, auch wenn's ne Ange ist — Ich danke Ihnen, und wenn wir auch offiziell noch nicht klar miteinander sind, hier kein, im ehrlichen Männergeiste, sind wir's. Sie aben recht und sollen recht bekommen. Mein Wort daru! Die Stunde soll mir lieb bleiben, die wir hier mitinander verbrachten, und nun —“ er seufzte, „mal zu den anderen, ganz anderen!“

Er nahm den Hut und trat, von Hardt und Kerstenau elosig, ins Freie. Ueber den Schmuckungsabhang stiegen sie herauf, die seltsamen Prosephenstämme. Schweigend. Und jeder sah nur uf seinen Weg.

„So, nun bin ich aber gründlich überflüssig,“ erklärte Berner, „was hier verhandelt werden soll, geht mich nichts an. Auf Wiedersehen, Otto, wenn du das liebste Geschäft inter dir hat, bei unserem Abend bleibt's.“

„Ganzoh, mein Junge, freu' mich schon darauf!“ Der Maler wandte sich an den Schutzhelfer. „Sey' ich Sie noch, Herr Hardt? Darf ich Sie etwa auch einladen, zum Abend mein Gast zu sein?“

Hardt lehnte ab: „Nein, lieber Berner, dazu habe ich heute keine Zeit. Also, schon jetzt ade!“

Er richtete ihm die Hand. Beide schritten, sie hätten eigentlich noch etwas auf dem Herzen, aber Kerstenau genierte ie. Endlich sagte der Alte: „Aber Sie, Berner, kommen Sie bad wieder auf den Hardthof, recht bald, hören Sie! Dann reden wir weiter über die Malerei — recht bald!“

Freudig schlug Berner Leuthold ein und ging in das aus zurück. Eilig, er wollte vor Fremden dem Bruder nicht begegnen. Der Jahrgornige war unbedenkbar. Es war Abend geworden.

Kerstenau kam ganz erschöpft an, als Frau Lemke eben die Salat gedeckt hatte. Ein Glur schon wehte ihm Wäflcher kratzenhaft entgegen.

Er pflanzte sich mitten in die Stube: „So, Berner, en Schnabel habe ich mir tüffelig geredet, die Bodbeine und ungerührt geblieben, nun mag das Bergängnis seinen Lauf nehmen! Wer leid tut mir's nicht, hier herausgelleitert u sein. Man kriegt einen patenten Hunger und Durst. Durch ie Gohgebriggelust weßt ein entzückender Djon von Weaten. Vorau' darf ich meinen Magen schonend vorbereiten, Frau Lemke?“

„Wachhühner gib't, Herr Landrat, junge, schöne, saftige.“ „Ja n Wort, Frau Lemke, lassen Sie ihm die Tat olgen.“

Er trat an den Tisch: „Kompott, Fräulein, du lebst nicht wledt hier. Wenn ich an mein angekommtes Pilet im „Schwarzen Adler“ denke, wird mir ganz wehmüthig, dazu schwimmen immer zwei eingemachte Strichen, eine Fuß und ine Pfanne in derselben Sauce, die halbe kalte Kartoffel nicht zu vergessen. Weiß Gott, man muß heiraten, oder Frau Lemke zur Wirthschafterin haben —“

„Heiraten, Herr Landrat?“ lachte die Frau, dembar

schmunzelnd und feilts Kartoffeln auf den Tisch, die in garter, mehligter Weise leuchteten.

Sie eilte in die Küche. Kerstenau sah ihr nach: „Ja, das sagt sich leicht — wie's dann in der Kostung wird, hängt bei unserselbst von der Eine, Ernie oder Mine ab, die ans Andern kommt. Deshalb sag' ich, die Ehe is 'ne Lotterie.“

Werner lachte, dann wies er nach der Thür und rief: „Die Wachhühner kommen, Wot sel Dank, du wirst melch-hoitsch!“

Dann hatten sie gegessen. Berner war zum Bildwasser gegangen und hatte aus dem reisenden Strudel des triffaltikaren, kalten Wassers eine Pfalche gefischt und an der Erdoberie getrocknet. Goldig leuchtete der Wein in den ungleichen Gläsern, die nicht passender in Frau Lemke's Servantie aufzureiben gewesen waren.

Kerstenau schaute die kurzfingerigen, weißen Hände andächtg über der hellen, rundlich geschwellten Weste und sagte: „Sier gefüllt mir's, hier ist gut sein!“

Werner richtete ein brannes Stägen herüber: „Ein dastig Kraut zum Schlup. Zigarette oder Zigarre?“

„Zigarre, edler Don; Zigarette ist für Nichtraucher.“

Er nahm eine Zigarre, schätzte mit behaglicher Umständlichkeit daran herum, zog ein silbernes Taschenfeuerzeug und schaute vor Wonne bei dem ersten Zuge.

„Es is doch n' Wortschup auf die Seiligkeit!“

Wie er dem Rauchzuge nachah, der in wunderlichen Bindungen auselanderfuhrete, violett von dem goldenen Abendhimmel absteigend, der draußen glähte, sagte er: „So, nun est kann ich mich mit Aube umgeben bei dir. Gott und ausgerührt. Man ist n' neuer Mensch. Ganz sendast hast du's hier, ganz sendast! Dort die Tigerbestie, selbst geschossen —“

„Nein, für sündiges Geld gekauft.“ „Ja, gar nicht von eigener Beute?“

„Doch, ein Wunderschön, das dir nicht weiter imponieren wird, obgleich die Stage da draußen ungenüthig genug werden kann. Dort vorm Esstisch. Eine Bagelie, ein paar Bidel.“

„Und was ist das unter der pomphöhen Waffensammlung?“ „Eine Niesenschildkröte.“

Ueber dem Dvian, nach an der Wand dinstig, hing das Niesendach einer Niesenschildkröte, die einzelnen Klatten hoben sich wirkungslos dioneinander an und darüber freuzten sich zwei indische Krummschäbel, rechts aber prangten Dolche in silbernen Scheiben.

„Macht sich sein!“ sagte Kerstenau bewundernd. „Und an jedem Stück doch etwas wie 'ne persönliche Erinnerung, manchmal gar ein Erlebnis, was?“

„Weißens, ja! Der Viehzugel nach sind es Goshgefäße. Im Orient schenkt man viel und trägt sich schenken. Das ist so des Landes Brauch.“

Werner rauchte auch und zog sich eine grotesk geformte Muschel heran, um sie als Aschenbecher zu benützen.

„Wieder n' Wundervieh!“ meinte der Landrat. „Junge, wo man hinsieht, bist du ergötlich!“

Er nahm die von sichtigem Weiß bis zu dunklem Purpur abgeblühte Muschel und betrachtete sie.

„Gamos, Farbe famos, aber wie's sich's in solchem Schlingelgehäuse leben mag, kann ich mir nicht recht klar machen. n' bißchen eingezogen, denke ich mir. — Und von da her, wo solch schönes Zeug wird wädh, bist du in unser trockenes, nächsteres Nordland gekommen. Kamst du die eigentlich vorstellen, hier zu bleiben?“

Werner betrachtete lange seine Zigarre, ehe er antwortete. Die Frage hatte so vieles in ihm durcheinanderwerfungen lassen. Endlich sagte er: „Weiß ich's? — Ich bin ein Wandervogel der Kunst.“

„Der auch mal in den Käfig kommt, und der Käfig heißt Ehe — Wer so n' Blick hat fürs Schöne, wie du; so wenig Zeit und soviel Courage! Na, da geh's ja gar nicht anders! Und dann wird der Herr freilich seufzen müssen, und mit den Wanderfüßen ist's vorbei. Aber dann hat auch erst der Strimstram aus aller Welt den rechten, vollen Wert. Dann ist ihm ausgepeldert, was du erlebt hast, und du gehst davon wie ein Rentner von seinen Bänzen. Wissen möchte ich nur, wer sich den Wandervogel mal fängt! Auch so n' ergötlicher Goldsack oder ein schicktes Hausgütschen aus Reichthum Hof.“

So philosophierten die Freunde, und draußen war das Abendgold verglommen, grüne Spalten trafen aus den Bergschluchten, und am silberigen Himmel zog die gelbe Mondschelbe herauf. Die Zigarren glimmten durchs Dämmern und Mondblitze piezelten sich in den Pfälchen und Wältern. Sank war es wollig dunkel. (Fortf. folgt.)

Die Teestube.

Von Peter Echer.

(Nachdruck verboten.)

In der vornehmen Teestube sah ich in einem Winkel hinter meiner Zeitung und hörte einer Unte-haltung schöngefügiger Damen und Herren zu.

Ein dicker Mann mit einem roten Kaulquappengeficht war die Autorität. Er dirigierte alles und alle, besonders die Damen hingen an seinen breiten Lippen, wenn er dozerte. Es machte ihnen scheinbar gar nichts, daß der geistvolle dicke Herr so häufig war und so schlechte Manieren hatte — im Gegentheil, es hatte fast den Anschein, als ob sie das alles eher liebtoll als abstoßend fänden.

Einmal, als er mitten in einer tiefergründigen Ausführung stockte und unter abwesenden Blicken den Zeigefinger in der Nase unterbrachte, sah ich sogar, daß zwei Damen sich bewundernde, zum mindesten eckstürchsvolle Blicke zuwarfen. „Sich nur, wie abwesend er ist!“ Wie denn überhaupt ein Fluid von stiller Anbetung aus der Peripherie des ganzen Kreises ständig auf den kaulquappigen Herrn einzuströmen schien. Kurzum: eben ein ungenöthlicher, aber schon sehr ungenöthlicher Mensch. . . .

Nebstjens schnappte der dicke Herr auch, was er jeweils mit großer Umsichtigkeit und ohne kleinliche Rücksicht auf die Damen um ihn tat — ein Umstand, der eben dieser wieder verstärkte Bewunderung für den Wogott eingab.

Ihr Gedräch war von der modernen Literatur ausgegangen, und sie hatten sich eine Zeitlang über einen jungen Menschen entzückt, an dem übereinstimmend zu loben war, daß er auf eine noch nicht dagewesene Art mit der deutschen Sprache fertig wurde. . . . was ja schließlich auch etwas ist — wenn auch vielleicht nicht so viel, wie die Damen meinten.

Nebstjens war das bald erledigt. Die Reizung ging schließlich doch dahin, den Zeitgeist mehr im allgemeinen und mit Einschluß der politischen Situation zu behandeln, denn schließlich . . . mein Gott . . . man nimmt doch teil an den Vorgängen. . . . wenn auch mit Einschränkungen. „Die Gesetze der Energhit . . .“ bog plötzlich der kaulquappige Mann an, leicht getränt ob der Wölschwelung von ihm und alles übrige mit einer unwilligen Geste hinwegwischend.

Es sagte nun eine tiefstrebende Betrachtung über Individualpsychologie, Materialismus, Allgemeines, es fielen Worte wie Transzendentalismus, atomistische Konstellation und was es alles gibt.

Amlet erries es sich, daß die Machthaber der Staaten, an dem unmaßigen Schurzbiß des quabbeligen Mannes und der Einigkeit seiner Hörerinnen gemessen, bestenfalls als eine Horde erdarmungswürdiger Ignoranten bezeichnen konnten.

Natürlich fehlte es während der Ausführungen des Redners nicht an bedeutungsvollen Blicken bei den Damen; auch sparten sie nicht mit Mißgöhrerinnen und begeisterten Zustimmung zu seinen schmeichelnden An- und Ausblicken, noch an Enttäuschungsäußerungen über den Dilettantismus derer, die sich anmaßen, die Welt zu lenken.

Alle waren darin einig, daß sie unter Anleitung des quabbeligen Herrn klar den Weg vor sich sähen, den die Menschheit gehen müsse, um endlich zu etwas Glück zu kommen.

Der dicke Mann hatte, noch ehe seine Rede zu Ende gekommen war, mehrfach beunruhigt geblinzelt, die Hand vor die Augen gehalten und überhaupt Zeichen des Unbehagens von sich gegeben — was alles wiederum die Damen in Unruhe und Nervosität versetzt hatte.

Nun stellte es sich heraus, daß das Licht des grellgelben Lampenscheiters ihm in die Augen kam.

Wie ein aufgestörter Weppenscharm fuhren die Damen empor und eiferten, Abhilfe zu schaffen. Die ihm am nächsten saß, fachte eine Zeitung zusammen; die nächste entriß ihrem Busen eine Mabel, wieder die nächste sagte auch mit an, und so brachten sie es schließlich vereint dahin, daß die Zeitung um den grellgelben Lampenschein festgesetzt war.

Der Meister sah die Sache eine Weile prüfend und blinzeln an, ohne sich indes mit dem Neulutat zufriedene geben zu können. Sogleich fuhren die Damen abermals hoch; gehu Hände griffen nach der Zeitung, befestigten sie niedriger — wieder nichts! Der dicke Herr fand, daß es nun erst recht blende. Sie befestigten das Blatt höher — da blende es nicht weniger.

Die übrigen Männer, der Neapolitiner eingeschlossen, griffen nun auch zu — da blachte die Zeitung.

Der kaulquappige Herr, nun ganz nervös geworden, erhob sich selbst und beschloß, die Zeitung mit seinen kugeligen Fingern in die richtige Form zu bringen — vergebens.

Es war nun wirklich so, daß alle diese gestuollen und gar blidenden Menschen sich ratlos anstarrten — absoht ratlos.

Was war da zu machen?

Da trat hinterm Häkelt ein kleines Mädel, ein fünfzehn-jähriges Knäuselmädel heroor, ging lächelnd an den Tisch und knüpfte mit einer einzigen kleinen nicklichen Bewegung das grelle Licht aus, ging zurück und fand wieder nett und beschaffen, ein kleines bißchen erleuchtet, hinter seinem Häkelt.

„Ah!“ sagte die ganze Stube wie aus einem Munde.

„Ah!“ sagte der geistige Mittelpunkt und sah erlöh und ohne zu blinzeln den nun gar nicht mehr so grellen gelben Scheim an — „Ah, das ist ja ganz einfach!“

Wetter und Klima als Gestalter unserer Gegenwart.

Die Bedeutung der Witterung in Mythen und Märchen.

Als das Erbe der Götter- und Eagenwelt unserer Vordoren werden die Märchen unserer Kinder Reiz von ehrfurchtiger Erinnerung umgeben sein. In ihren festesten Zeiten vermochte die Menschheit sich die Raturgesichte noch nicht zu erklären und sie erlöste in ihnen die Rämpf Aberirdischer, widereinander streitender Gemalten. Man bestand den Lauf der Gestirne, den Wandel der Jahreszeiten, Gewitter und Sturm nicht als regelmäßige Veränderungen im Weltall durch Einwirkung natürlicher Kräfte, sondern man glaubte das Wolken und Rigen zahlreicher Götter und der diesen untertanen Riesen, Zauberer; Degen und Feen zu erleben. So entstanden die Göttergesagen und der Mythos. Erst später verdrängten naturwissenschaftliche Erkenntnisse den Götterglauben, und die Erinnerungen an die Welt der überirdischen Gemalten verblieben. Nur dort, wohin wissenschaftliche Erklärungen noch nicht gedrungen waren, bei der großen Masse und bei den Kindern, erhielt sich die andächtige Schau vor den Göttern und Göttrinnen, doch verwandelte diese sich allmählich in der mündlichen Ueberlieferung von Geschichte zu Geschichte in Helden und Ritter, Königen und Feen, Degen und Efen. Aus Eagen wurden Märchen.

Diese Eagen sind oft von sonderbaren und rätselhaften Ereignissen erfüllt. Seit Jahrzehnten sind Götter- und Forscher bemüht gewesen, die unverständlichen Göttergesänge in den Mythen und Märchen zu erklären, indem sie seigten, daß die Götter- und Göttergesellen nur Sinnbilder von Naturmächten sind, daß in ihnen die Gestirne, das Meer, die Jahreszeiten, Tag und Nacht ihren Ausdruck fanden. So spiegelt sich der Winter im Märchen wider, wenn Frau Holle ihre Betten ausschüttelt, daß die weißen Dauen auf die Erde niederfallen. In neuerer Zeit macht man nun auch Verusche, statt aus den Naturvorgängen die Eagen und Märchen zu erklären, aus diesen zurückzuschließen auf Ereignisse am Sternhimmel und auf der Erde, die vor uslangen Zeiten den Mythos geben zur Mythendichtung. So werden unsere Märchen zu Bildern von dem Zustand der Erde, wie er sich vor einem und mehreren Jahrtausenden den Menschenangehen darbot.

Aus diesen noch recht verwickelten Bildern sucht ein Auffass von Dr. Viktor Engelhardt in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ neue Erkenntnisse zu schöpfen. Nicht ausschließlich die Vorgänge am stähligen und nördlichen Himmelzeit haben, wie man bisher meist annahm, den Stoff zur Eagenwelt hergegeben; auch die Erscheinungen innerhalb der Erdatmosphäre, vornehmlich das Wetter, spielen eine große Rolle in der Mythologie. Den Lauf der Gestirne erblickt man von allen Erdarten aus in nahezu gleicher Weise; Klima und Witterung aber sind fast überall verschieden. So entstehen aus den Sinnbildern von Sonne, Mond und Sternen die in den Mythen aller Völker einander ähnlichen Grundzüge, während das Erlebnis der so verschiedenartig beschaffenen Witterung den Göttergesagen und Märchen den charakteristischen Stempel ihrer Geburtslande ausdrückt. So spielen sich unsere nordischen Eagen im Reiche des Eises und Schnees ab, während den Laten der olympischen Götter der immer blaue, heitere Himmel Griechenlands lächelt. Wie verschieden sind auch die Symbole für die Fruchtbarkeit in der nordischen Edda und der indischen Beda! Beide Male ist es das Wasser, das die dürstige Erde labt, doch hier entsteht es aus nimmer aufhörendem, gewaltigen Regenguß, während es im hohen Norden durch die Eiskugeln des Gröllings erzeugt wird. An Griechenland ist Zeus, der